



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die französische Revolution von Lamartine.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

verknüpft ist wie im Mittelalter, das erfahren wir nicht. Es erscheint uns also in dieser individuellen Begebenheit das Meiste unwahrscheinlich, während die allgemeinen Darstellungen uns vollkommen überzeugen und befriedigen.

Ein Frauenleben, Roman von Elise Polko. 2 Bände. Leipzig, Schlicke. — Was wir von einem Frauenroman zunächst erwarten, wenn wir uns für ihn interessieren sollen, ist Ingenuität der Empfindung. In der Regel lieben es die Frauen, in das Geschäft der Männer einzugreifen, über Gott, Natur, die Geschichte und andere Dinge zu philosophiren, woraus in der Regel sehr unbefriedigende Dinge hervorgehen. Diesen Fehler hat die Verfasserin ziemlich vermieden. Zwar kommen auch einige Unterhaltungen über Literatur und ähnliches vor, die nicht grade nöthig waren, im ganzen aber bezieht sich die Darstellung auf Empfindungen und Anschauungen, die ihr lebendig und gegenwärtig sein konnten. Fräulein Vogel war früher auch in Leipzig als vortreffliche Sängerin bekannt; sie hat Gelegenheit gehabt, die Licht- und Schattenseiten einer künstlerischen Thätigkeit lebhaft zu empfinden, und stellt sie mit klaren und überzeugenden Farben dar. Zu loben ist außerdem, daß sie gegen die Capricen eines weiblichen Herzens, die freilich in etwas überreichem Maße auftreten, keineswegs wehrlos ist, daß sie durch ihren Verstand und ihr Gewissen dieselben in das rechte Licht zu stellen sucht. Zu loben ist ferner, daß sie den an sich etwas unerfreulichen Stoff, die Uebelstände einer übereilten Künstlerehe, mit so wenig Sentimentalität behandelt, als irgend möglich war. In der Form herrscht noch eine gewisse Zerflossenheit; die Verfasserin hat noch nicht gelernt, was die Seele fieberhaft bewegt, in einen scharfen und prägnanten Ausdruck zusammenzudrängen. Obgleich ihre Darstellung nicht eigentlich breit ist, so vermißt man doch die gemessene, in die Augen springende Gestaltung.

Die französische Revolution von Lamartine.

Les constituants par A. de Lamartine. 2 Bände. Brüssel und Leipzig, Kiehlhng u. Comp. — Der 2. Band dieses Werks ist sehr schnell auf den ersten gefolgt, den wir vor kurzem besprochen haben. Er übertrifft denselben bei weitem. Zwar ist auch hier an eine originelle Feststellung der Thatfachen nicht zu denken und wir müssen uns häufig fragen, warum eigentlich alle diese Geschichten, die uns aus ebenso guten Darstellungen schon früher bekannt waren, hier noch einmal erzählt werden. Allein der Inhalt dieses Bandes, der die Zeit von der Erstürmung der Bastille bis zum Octoberzug der Pariser nach Versailles umfaßt, bietet dem Verfasser eine viel reichhaltigere Gelegenheit, sein descriptives Talent anzuwenden. Die großen Volksscenen sind mit unnachahmlicher Grazie erzählt,

obgleich auch hier wieder der gewöhnliche Fehler Lamartines zu rügen ist, daß er sich widerstandlos jedem ersten Eindrucke überläßt. Er ist darin noch französischer, als die übrigen Franzosen. Wenn irgend jemand lebhaft zu declamiren anfängt, oder wenn ein paar Leute herzlich weinen, so ist er selber sofort zu Thränen gerührt; im nächsten Augenblick bemerkt er ein ironisches Lächeln auf den Lippen eines Umstehenden, und sofort ist auch der Zauber bei ihm gebrochen; er fängt an zu spotten und zu lästern, wie der raffinirteste Voltairianer oder Diplomat. Wenn eine Dame, die blos ihre natürliche Empfindung, nicht die Festigkeit eines politischen Princips solchen Ereignissen gegenüber mitbrächte, auf diese Weise schreie, so würden wir ihr es nicht verübeln. Aber bei einem Staatsmann, der eine Zeitlang sogar an der Spitze einer großen Revolution stand, kommt einem eine solche Weichheit doch gar zu wunderlich vor. Zuweilen verliert sich sein Colorit auch zu sehr ins Romantische, z. B. seine Schilderung von dem finstern Eindrucke der Bastille. — Sehr geistreich sind zuweilen die Einfälle und Reflexionen, zu denen ihn die einzelnen Ereignisse anregen. So sagt er z. B. gleich im Anfang, als man den Gewaltstreich gegen die Nationalversammlung vorbereitet, welcher die erste Veranlassung zur Erstürmung der Bastille wurde: „der Gedanke des Hofs, einen Staatsstreich auszuführen im Beginn der Versammlung und im ersten Fieber der allgemeinen Aufregung, war ebenso kindisch als unfahrend. Nicht zu Anfang einer Revolution gelingen die Staatsstreich, erst am Ende, wenn die Ermüdung, die Täuschungen und der Ekel, die natürlichen Folgen des Enthusiasmus bei allen menschlichen Dingen die Menschen enttäuscht und entmuthigt haben. Ein Volk hängt sich mehr an das, was es hofft, als was es besitzt, weil was es hofft, unendlich ist und was es besitzt, beschränkt. Wenn man also die Hoffnung einer Nation in ihrer ersten Glut angreift, so stellt man sich damit auf das thörichtste mit einer beschränkten Gewalt einer unendlichen Gewalt gegenüber; die Niederlage ist unzweifelhaft. Außerdem gibt der Anfang der Revolution noch keine Gelegenheit, daß unter den unzähligen Anhängern der Revolution diejenigen, welche durch die Reformen gewinnen, von denjenigen, die dadurch verlieren, die Gemäßigten von den Entschiedenen sich scheiden. Noch sind alle geeint durch die gemeinsame Perspective der Verbesserungen, die jeder in seiner bestimmten Idee oder seinem bestimmten Interesse anwendet, und der Institutionen, die noch keine bestimmte Gestalt angenommen haben. Wenn man also in diesem Augenblicke diese Erwartungen antastet, so greift man die Revolution in ihrer Stärke und in ihrer Einstimmigkeit an, so stellt man sich als der öffentliche Feind aller Rechte, Hoffnungen und Illusionen der herrschenden Meinung dar, so vereinigt man alle Formen des Fanatismus gegen sich.“ Ähnlichen vortrefflichen Bemerkungen begegnen wir öfters. So macht er, als Foulon und Berthier ermordet worden, S. 137 die Bemerkung: „Es ist in den Verbrechen des Volks ein Etwas, das noch feiger und verworfener

ist als das Verbrechen selbst, nämlich die kalte Bosheit der Pamphletschreiber, die sie eingibt, und das satanische Lächeln der Volkschmeichler, welches sie freispricht. Der Hohn über den Leichnamen ist die Unbußfertigkeit der Nation.“ — Seltsamerweise findet die Nacht vom 4. August, in welcher mit den gesammten historischen Voraussetzungen tabula rasa gemacht wurde, einen warmen Vertheidiger an ihm, nicht wegen eines bestimmten politischen Princips, sondern wegen des Eindrucks, den diese feierliche Begebenheit auf sein Gefühl macht. Ueberhaupt darf man in diesem Buche nicht erwarten, die bekannten Begebenheiten von einem höheren Princip aufgefaßt zu sehen. — Glänzend sind wieder die Porträts der hervortretenden Persönlichkeiten, wenn auch einzelne derselben, z. B. das von Marat, nur Wiederholungen aus den „Girondisten“ sind. Namentlich ist die Darstellung von Mirabeau, von dem er nicht die ausschweifende Bewunderung hegt, die heutzutage wieder Mode geworden ist, und von Lafayette, in den glänzendsten Farben ausgeführt. Die psychologische Entwicklung des letzteren gibt uns zwar keine neuen Anschauungen, sie ist aber in ihrem Ensemble die feinste, die wir bis jetzt gefunden haben. Die Königin verliert etwas von dem heroischen Nimbus, den man ihr gewöhnlich leiht, einen Nimbus, zu dem Lamartine selbst wesentlich beigetragen hat. Von der Theilnahme des Herzogs von Orleans an den Comploten der Revolution wird mit einer größeren Behutsamkeit gesprochen, als wir es erwartet hätten. — Wenn man längere Zeit eine concrete Darstellung des ersten Theils der Revolution nicht gelesen hat, so fühlt man wieder recht lebhaft, wie sie im einzelnen damals überschätzt worden ist. So verdienen z. B. die Reden, die damals als europäische galten, keineswegs diese starke Bewunderung; sie sind meistens in ihrem Gedankeninhalt dürftig und in ihrer Form manierirt. Von den eigentlichen Momenten des Aufstandes wollen wir gar nicht reden; es sind meistens sehr schwarze Geschichten, die noch dazu eine starke Färbung des Lächerlichen an sich tragen. Um die französische Revolution richtig zu würdigen, muß man den Standpunkt etwas entfernter nehmen. Sie war ein gewaltiger Gährungsproceß der Natur, der als solcher nicht seines Gleichen in der Geschichte hat; aber ein eigentliches Heldenzeitalter, wofür man sie gern ausgeben möchte, war sie nicht. Es war ein starker, mächtiger, nach einer bestimmten Richtung hindrängender Instinct einer Masse; die Individuen waren nicht sehr preiswürdig. Freilich muß man die Massen der phystognomielosen Persönlichkeiten nicht den handelnden Persönlichkeiten entgegensetzen unter dem mystischen Namen des Volks, wie es z. B. Lamartine in seinen „Girondisten“ selber gethan. Die massenhafte Bewegung ist nämlich auch das Charakteristische in den handelnden Individuen, es ist eine Naturkraft, die sie fortreibt, und die endlich in den kriegerischen Unternehmungen gegen das Ausland eine glänzende Form gewinnt. In dieser Beziehung verdienen die fatalistischen Geschichtschreiber der Revolution nicht die Vorwürfe, die man ihnen gewöhnlich gemacht hat. Zwar hebt jenes Walten der

Naturkraft die Zurechnungsfähigkeit der Einzelnen nicht auf, denn bei jedem einzelnen Ereigniß ist doch das Gewissen in Anschlag zu bringen; aber für die wirkliche Geschichte ist diese Schuldvertheilung unter die Einzelnen etwas sehr Gleichgiltiges. Man würde irren, wenn man diese Betrachtung, die nur für den Naturproceß der französischen Revolution ihre Geltung hat, auf das gesammte Gebiet der Geschichte oder auch nur auf sämtliche Revolutionen anwenden wollte; bei jeder anderen tritt die individuelle Thätigkeit viel eindringlicher und bedeutender hervor. Aber in jener merkwürdigen Zeit von 1789 bis 1815 war in den Thatfachen eine Logik und eine innere Consequenz, die noch heute auf uns einen erschütternden und zugleich bezaubernden Eindruck macht und die wir nicht vergessen dürfen, wenn wir uns durch eine detaillirte Beschreibung in die Mitte der Ereignisse versetzt sehen und über dem Eindruck der uns zunächst umgebenden Kleinlichkeit die richtigen Dimensionen verlieren, die nur die Perspective gibt.

W o c h e n b e r i c h t.

Pariser Brief, 29. Jan. — Die orientalische Frage ist ohne Frage der größte Virtuose der Welt. Denn so viele und abwechselnde Variationen auf der G-Saite hat auch Paganini nicht zu Stande gebracht. Wenn wir sagen die orientalische Frage, so verstehen wir darunter den großen allmächtigen Herrn, den Diplomaten der Diplomaten, den Zar. Der Reichthum an Originalität, den der Kaiser von Rußland bisher entwickelt, überrascht selbst diejenigen, welche keine geringe Idee von den Ressourcen dieses Herrn hatten. Seine neueste Operation übersteigt in der That jede Erwartung, und was Wunder, wenn die nordische Frage die orientalische vorläufig in den Hintergrund gerückt?

Was hat man uns nicht alles versichert, daß die Einfahrt der Flotten ins schwarze Meer sehr ungnädig, wo nicht als Kriegsfall in St. Petersburg aufgenommen werden würde. General Casteljacob hat es an seine Regierung berichtet, Lord Seymour hat es nach London gemeldet, von Wien, von Berlin, von London nach Paris und von Paris nach London wurde es telegraphirt! Die Börse zitterte, daß ihr die Dreiprocentigen und alle Eisenbahnen aus den Händen fielen — sogar Herr Mires, der große Mires, der Midas der modernen Handelswelt, bekam Angst und glaubte an den Krieg. In dichte Wolken ist der politische Horizont gehüllt und wetteifert mit dem wirklichen schwefelgelben Patentnebel, den uns ein günstiger Wind nach Paris getrieben. — Nichts rettet mehr vor Fall und Sturz. Rothschild streut Asche auf sein Haupt und zieht ein hären Kleid an nach der Sitte seiner Väter. — — Da sprach der Herr, der eigentliche Herr, der russische: es werde Licht! und siehe, es ward Licht.

Die Bourseure schlugen erfreut die Augen auf und jauchzten ihren Papieren nach, die stiegen wie ein Stück Kork im Wasser. Und was war denn geschehen? Was hatte uns so plötzlich beglückt? Der Zar hat den Besuch der Flotten im schwarzen Meere.

Grenzboten. I. 1854.